

Im Kampfe mit der Gemeinheit

Autor(en): **Ragaz, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **12 (1918)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-134305>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gestürzt werden. Es wird einen langen und bösen Kampf kosten, der tapfere Menschen braucht, denn wehe jedem, der dieser Macht zu nahe tritt! Sie hat Gewalt, zu vernichten, scheint sie wenigstens zu haben. Aber dieser Kampf ist notwendig, und darum werden sich Menschen finden, die ihn führen. Es wird mit dem Erwachen des besseren Geistes eine neue Woge von Verachtung all die Schmutz- und Lügenmächte hinwegfegen, die sich in dieser Macht zusammengefunden haben und an ihr einen festen Rückhalt besitzen.

Daß dabei die beste Taktik des Kampfes der Ersatz des Schlechten durch das Gute ist, braucht unter Verständigen kaum gesagt zu werden. Wir werden wohl irgendwie eine bessere Presse schaffen müssen. Keine Hände müssen sich dieses Werkes annehmen. Junge, charaktervolle Menschen müssen auf dieses Feld, müssen Unkraut ausjäten, Sümpfe abgraben, gutes und gesundes neues Leben pflanzen. Es wird auch mit dem Viel=zu=Viel dieses Zeitungswezens aufgeräumt werden müssen. Ein Verbrennungsprozeß ist einzuleiten, der nur einen ganz kleinen Teil dieses Preßhaufens überhaupt und nur einen ganz kleinen Teil dieser Nachrichten, Neuigkeiten, Korrespondenzen und — Leitartikel (die mißleiten!) übrig läßt. Und vor allem ein höherer moralischer Stil, mehr Wahrheit, mehr Geistesfreiheit, eine vornehmere Behandlung des Gegners, ferner sehr viel mehr und sehr viel besserer neuer Geist!

Wir wollen davon aber nicht mehr sagen. Es ist Neuland, und wer es betritt, soll die Freude des Entdeckens zum Lohne haben. Ein gar schweres Werk, sagen wir noch einmal, das auch nur mit dem Umschwung unserer ganzen „Kultur“ vereint gelingt, das aber freilich auch ein mächtiges Mittel dieses Umschwungs werden kann. Wohlan, tatenlustige Jugend, an die Arbeit!

Im Kampfe mit der Gemeinheit.

Wir pflegen unsere Leser nur ganz ausnahmsweise mit dem zu behelligen, was wir außerhalb der Neuen Wege tun und erleben; aber von den neuesten Stürmen, die über uns ergangen sind, müssen wir ihnen doch ein Wort sagen. Denn es muß zwischen den Leitern und Mitarbeitern einer Zeitschrift und ihren Lesern ein Vertrauensverhältnis bestehen, wenn jene eine fruchtbare Arbeit tun sollen. Diese müssen wissen, daß jene in Treue und Reinheit, wenn auch in viel Schwäche und Irrtum, der von ihnen vertretenen Wahrheit dienen.

Folgendes ist, soviel wir sehen, der Sinn und Zusammenhang dieser Ereignisse.

Um die Mitte des Dezember (am 17.) veranstalteten die Leiter der Neuen helvetischen Gesellschaft in Zürich einen Diskussionsabend über die Landesverteidigung. Ihre Absicht war dabei, eine Klärung der namentlich in der akademischen Jugend gährenden Gedanken über dieses Thema herbeizuführen. Ihre Hoffnung war dabei wohl, daß durch die Aussprache diese Gedanken in eine etwas andere Richtung geleitet würden. Aber eine freie und herzliche Aussprache sollte es sein. Darum ersuchten sie mich, an der Versammlung den Standpunkt der Dienstverweigerer und ihrer Gesinnungsgenossen verständlich zu machen und unter Umständen selbst zu vertreten. Ungern übernahm ich den Auftrag, denn ich habe immer weniger Freude an solchen Auseinandersetzungen; auch sah ich voraus, daß es nicht leicht sein werde, in einem improvisierten Votum oder zweien dieses tiefe und zarte Problem so darzustellen, daß nicht ein Heer von Mißverständnissen und Entstellungen daraus entstünde. Aber die Anfrage war dringend und da unmittelbar vorher an der Universität ein schwerer Kampf über die Frage geführt worden war, ob ein studentischer Dienstverweigerer von ihr ausgeschlossen werden sollte (welcher Kampf im Gegensatz zur Technischen Hochschule vorläufig mit Nichtausschließung geendigt hatte), so fühlte ich mich einfach verpflichtet, ihr nachzugeben. Ich habe denn auch in der Versammlung selbst, die ganz unerwartete Dimensionen annahm und sich zu einem Ereignis auswuchs, auch nicht den leisesten Versuch gemacht, etwa für die Dienstverweigerung Propaganda zu treiben. Damit bin ich der Regel treu geblieben, die ich mir in dieser Sache von Anfang an vorgeschrieben und der ich aufs strikteste nachgelebt habe. Auf's sorgfältigste habe ich mich stets gehütet, die Sache der Dienstverweigerung zu einem Gegenstand der Agitation zu machen. Ich hätte dazu wirksame Gelegenheiten genug gehabt, aber ich habe sie stets vermieden. Das geschah einmal, weil es nie meine Art gewesen ist, Menschen in Kämpfe hineinzustößen, worin ich nicht vorangehen oder doch wenigstens meinen vollen Anteil haben konnte, sodann aber, weil die Dienstverweigerung in meinen Augen nur dann sittlich berechtigt ist, wenn sie im Gehorsam gegen eine ganz klare und gebieterische Stimme des eigenen Gewissens geschieht. Darum habe ich die vielen jüngeren und älteren Menschen, die mich in dieser Sache um Rat befragt haben, keineswegs zu der Tat angespornt, sondern sie vielmehr davon zurückgehalten. Ich habe ihnen die ganze Schwere des Schrittes klar gemacht; habe ihnen geholfen, das Problem richtig zu stellen; habe sie vor allen nicht ganz reinen und hohen Motiven gewarnt. Meine Antwort war im Grunde immer die: „Eine solche Tat kann man nur tun, wenn man muß. Wenn mich also Einer fragt, ob er sie tun solle oder nicht, so ist dies ein Zeichen, daß er sie nicht tun soll.“ Es hat sie denn auch keiner von denen, die mich befragt haben, getan. Das ist meine wirkliche Rolle in dieser Sache gewesen, nicht die eines Anstifters, die man mir zuschreibt. Ich glaube, durch mein Wirken viel

Schlimmes verhütet zu haben. Mit allem falschen Antimilitarismus liege ich im Streite. Nur als Verteidiger derer, die nach meiner Ueberzeugung aus reinen und richtigen Motiven den Schritt getan, bin ich aufgetreten und ich bin in meinen Ansprüchen immer streng gewesen.

Diese Haltung habe ich auch an jenem Abend beobachtet. Ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keinen Menschen „bekehren“, sondern nur das Denken der Antimilitaristen und Dienstverweigerer verständlich machen und so zur Verständigung beitragen wolle. Dann habe ich, so gut es in Kürze ging, die schweizerischen und christlichen Motive auseinandergesetzt, die diese Menschen bewegen, habe die Wahrheit einer dem Kriege überlegenen Welt, die dahinterstehe, gezeigt, die Versammlung aufgefordert, diese Gedanken zu überlegen, und der Zuversicht Ausdruck verliehen, daß die Redlichen von beiden Seiten her sich finden müßten und daß auf beiden Wegen das Heil der Schweiz, wie der Welt, geschafft werde.

Der große Beifall, den diese Ausführungen fanden, kam mir selbst durchaus unerwartet. Was an der Diskussion erfreulich und überraschend wirkte, war die Ritterlichkeit des Tones, womit sie geführt wurde. Die Gegner zeigten einander, daß sie sich trotz der Verschiedenheit des Denkens über einen bestimmten Punkt doch in der Hauptsache: in der Liebe zur Schweiz und zur Demokratie und im Glauben an ein geistiges Ideal einig fühlten. Ganz besonders wohlthuend wirkte die edle Haltung eines unserer obersten und besten Militärs, des Obersten Wildbolz. Das war ein neuer Ton, der Viele freudig überraschte. Auch tauchten an diesem Abend in unerwarteter Lebendigkeit geistige Probleme auf, geistige Wirklichkeiten, die für Viele verblaßt gewesen waren: das Recht des Gewissens, die Ueberwindung des Krieges, das Problem der Schweiz, der Glaube an weltregierende sittliche Mächte, Christus. So war die Bewegung groß. Sie war, soweit ich urteilen kann, fast durchwegs freudiger Art und zwar in beiden Lagern ziemlich gleichmäßig. Man durfte von diesem wahrhaft freundeidgenössischen Gespräch Gutes erwarten.

Aber die Rechnung war ohne die Zeitungen und das System gemacht. Hier hatte man offenbar so etwas wie eine gründliche Abschlachtung des „Antimilitarismus“ erwartet und war nun bestürzt, daß, wie man meinte, das Gegenteil herausgekommen zu sein schien. Der Gedanke einer Verständigung ist diesen Leuten vollkommen fremd geworden. Dergleichen gibt es für sie nicht; das ist für sie Spanisch. Man steckte die Köpfe zusammen und beriet. Zunächst zögerte man mit der Berichterstattung. Dann erschienen geistlose oder entstellende Referate. Nur ganz wenige Blätter brachten wahrhaftige und loyale, sogar ritterliche Darstellungen.¹⁾ Dann begannen die vergifteten Gase zu spielen. Interessant war, daß sich

¹⁾ Zum Beispiel: Das „Journal de Genève“ und das „Volksrecht“.

daran vorwiegend Zeitungen beteiligten, die sich zunächst einmal gegen den Vorwurf verteidigen sollten, im Dienste Krupps und der deutschen Propaganda zu stehen, bevor sie sich so eifrig der schweizerischen Landesverteidigung annehmen. Dann stimmte der ganze Chorus ein und jene hunderte von Blättern, die ihren Stoff zum größten Teil aus einem reichsdeutschen Preßbureau beziehen, wüteten in Patriotismus gegen die Neue Helvetische Gesellschaft und die Sprecher jener Tonhalle-Versammlung. Denn man muß sich nicht vorstellen, daß man versucht hätte, mit geistigen Waffen gegen sie vorzugehen. Solcher hat man sich längst entwöhnt. Man hat ja die Macht und man hat die Gemeinheit. So bestand der nun eröffnete Kampf wesentlich in einer persönlichen Befehdung und Beschimpfung jener Männer, besonders derer, die unseren kaiserlichen Republikanern schon lange ein Dorn in den Augen waren. Der Schreibende bekam natürlich, wie gewohnt, ein besonders reichliches Teil ab. Er wurde als die Quelle alles Uebels, als Verföhrer der Jugend, als Anstifter der Dienstverweigerungen und Saboteur der Armee dargestellt und seine Absetzung gefordert, um von noch viel weiter Gehendem zu schweigen! Es war ein edles Treiben. Es ist fein, einen Mann, der vor einer tausendköpfigen Versammlung, von der er annehmen mußte, daß sie ihm in der großen Mehrheit gegnerisch gesinnt sei und gegen fünf Redner, die beauftragt waren, einen andern Standpunkt zu vertreten, sich gestellt hatte, nachdem er in der Versammlung selbst nicht geistig totgeschlagen worden war, nachträglich in den Zeitungen durch Lüge und Niederträchtigkeit jeder Art totzuschlagen! Es ist eine kostspielige Taktik, eine Ideenbewegung, die aus furchtbarer Not und Gärung überall von selbst aufsteigt, als das Werk eines einzigen Mannes zu erklären, den man gleichzeitig als ganz und gar unbedeutend und unheimlich einflußreich hinstellt!

Als diese Kampagne ein wenig im Zuge war, entdeckte man das Telegramm an Lenin und Trozky. Hier muß ich auf eine interessante Tatsache hinweisen. Dieses Telegramm war anfangs Dezember abgesandt und veröffentlicht worden. Eine ganze Reihe von Zeitungen, die auf jeden Redaktionstisch kommen, hatten es gebracht, so z. B. der „Grütlianer“. Auch stand dabei fett gedruckt zu lesen, daß zu den elf Unterzeichnern auch ich gehöre. Aber es hatte kein Hahn darnach gekräht, bis nach der Tonhalle-Versammlung. Auf einmal wurde, was vorher eine harmlose Sache gewesen war, ein Staatsverbrechen, eine Neutralitätsverletzung, schlimmer als die des Bundesrates Hoffmann, und dazu eine Sünde gegen den Frieden. Es ging eine wilde Jagd gegen mich los, die an Gemeinheit alles übertraf, was ich in dieser Beziehung je erlebt habe, und das will viel sagen! Man hütete sich selbstverständlich, das Telegramm selbst wiederzugeben. Man wartete auch meine Antwort auf den „Offenen Brief“ von Pfarrer Wolfer nicht ab, nein, man öffnete sofort die Schleusen der Schmutzströme und ließ diese auf mich los. Es arbeitete das

gleiche System, das ich nun oft genug gegen mich an der Arbeit gesehen. Der gleiche Schmähartikel ging durch eine Reihe von Zeitungen. Im Osten druckte man eine Aeußerung aus dem Westen ab und im Westen solche aus dem Osten, hütete sich aber wohl, zu verraten, daß sie aus der gleichen Quelle stammten. Man veröffentlichte Ergüsse von alten skrupellosen Gegnern meiner Person und Sache, als ob aus ihnen die Unbefangenheit selbst spräche. Man zitierte Zeitungen, deren Redakteure Reichsdeutsche sind, als helvetische Kronzeugen. Man tat, als ob das Telegramm nur mein Werk wäre. Man setzte als selbstverständlich voraus, daß ich die Russen zur Fortsetzung des Krieges aufgereizt hätte. Man wütete in Friedensbegeisterung. Man machte mich zu einem Monstrum. Meine Absezung und moralische Vernichtung erschien als einzige Rettung der Schweiz vor Schmach und Untergang. Kurz: eine Orgie von Lüge und Schmutz umtobte mich. Dabei führten jene Organe von zweifelhaft schweizerischem Charakter wieder den Reigen. Sie wußten, warum.

Ich habe das Telegramm in der „Neuen Zürcher-Zeitung“ (Nr. 43 und 44) veröffentlicht und seine Geschichte, sowie die Gründe, die zu seiner Absendung und für mich zur Mitunterzeichnung geführt hatten, auseinandergesetzt und verweise die Leser, denen meine Antwort nicht bekannt sein sollte, darauf. Es war damals die Zeit, wo Allen denen, die Augen haben und denen die Schweiz und die Zukunft der Welt am Herzen liegt, furchtbar bange war ob der ungeheuren Tragödie, die über Europa hereinbreche. Ein Kreis von internationalen Sozialisten hielt es für notwendig, öffentlich darauf hinzuweisen und zu ihrer Abwendung etwas beizutragen. Die Meinung war dabei weniger, die russischen Machthaber zu belehren, als zu zeigen, daß auch diese Auffassung in der Internationale vertreten sei. Ich habe selbst das Telegramm weder verfaßt, noch angeregt. Die Anreger und Verfasser waren Ausländer, von elf Unterzeichnern einer ein Spanier, einer ein Holländer, zwei Schweizer und sieben Reichsdeutsche, fast alle Tolstoianer. Daß es unter solchen Umständen ein Unsinn ist, von einer Neutralitätsverletzung oder gar einem potenzierten Fall Hoffmann zu reden, ist für jeden anständigen und ehrlichen Menschen klar. Aber nicht minder klar ist vor dem Wortlaut und Geist des Telegramms, daß es keine Untreue gegen unseren Kampf gegen den Krieg bedeutet. Das genaue Gegenteil sogar ist einleuchtend genug. Wir sprechen unsere Freude aus, daß es unseren Genossen gegeben sei, diesen Weltkrieg „abzukürzen“, hoffen, daß es ihnen gelingen werde, ihrem Lande und damit der ganzen Welt „einen wirklichen und dauernden Frieden zu schaffen“ und damit eine neue Epoche der Menschheit zu eröffnen. Wir wenden uns sogar nicht einmal gegen einen Separatfrieden, sondern versuchen bloß, diesem seine größten Gefahren zu nehmen. Das ganze Gerede von unserem Verrat an uns selbst und der Sache des Friedens ist also Ge-
flunker.

Ich habe schon bei der Besprechung des Falles Hoffmann in den Neuen Wegen (Vergl. das Juliheft 1917) auseinandergesetzt, warum ich einen bloßen Sonderfrieden als ein furchtbares Unglück für die Schweiz, die Welt, den Frieden betrachten müßte und nicht als Abkürzung, sondern als Verlängerung und Verschlimmerung des Krieges. Man mag darüber anders denken, aber man soll meine Gründe achten. Es ist der Standpunkt fast aller ernstesten und bewährtesten Kämpfer gegen den Krieg, die ich kenne. Sie alle hängen vor einem Sonderfrieden und wünschen einen allgemeinen Frieden. Aber umgekehrt sind nun gerade die Militaristen zu Friedenswüterichen geworden. Die gleichen Leute, die vorher mächtig in das Horn der Kriegsverherrlichung gestoßen haben und die gerade jetzt jeden Antimilitaristen für ein Scheusal erklären, jubeln den russischen Antimilitaristen begeistert zu. Da muß etwas nicht in der Ordnung sein. Diese Leute sind schwerlich über Nacht die berufenen Hüter des Friedens geworden. Was wollen sie in Wirklichkeit? Einen Frieden, d. h. einen raschen Frieden, um wieder verdienen und genießen zu können, oder einen Hindenburgfrieden. Wir aber wollen das Ende des Krieges überhaupt, den Frieden, selbstverständlich auch einen raschen, aber dazu einen wahren, dauernden. Uns, die wir noch das Kriegsgeschrei der Militaristen in den Ohren haben, imponiert ihr Friedensgeschrei wenig. Es ist eine der Lügen dieser Zeit der zum Himmel steigenden Lüge.

Damit hoffen wir klargestellt zu haben, welches in dieser Doppel-Affäre: Landesverteidigung und Telegramm, unsere Haltung gewesen ist und daß wir darin durchaus auf unserem Wege geblieben sind. Wir haben aber von dieser Sache hier geredet, nicht bloß, weil sie uns persönlich angeht, sondern, weil bei diesem Anlaß große grundsätzliche Probleme hervorgetreten sind.

Da ist einmal unser Christentum. Wir haben Weihnachten gefeiert, von dem „Friede auf Erden unter den Menschen des Wohlgefallens“ und dem Wohnungmachen der göttlichen Liebe auf Erden gehört; wir haben das Reformationsfest gefeiert und die Reformation als eine Tat des Gewissens verherrlicht. Aber wenn nun Menschen kommen, die im Angesicht von zehn Millionen Leichen und zwanzig Millionen Krüppeln erklären, nicht mehr ihre Brüder töten zu können, so erscheinen sie den gleichen Leuten, die das alles gefeiert haben, als Verbrecher und Wahnsinnige und die Berufung auf ihr Gewissen wird mit einem Grinsen des Unglaubens oder einem Wutschrei aufgenommen. An Stelle der unfehlbaren Kirche ist der noch viel unfehlbarere Staat getreten. Kann eine solche Heuchelei noch länger ertragen werden? Daß die Christen der drei ersten Jahrhunderte keine Kriegsdienste geleistet und Kirchenlehrer wie Origenes und Tertullian ihn für unvereinbar mit dem Christentum gehalten haben, daß ganz wundervolle christliche Gemeinschaften, wie die Quäcker, auf diesem Boden gestanden

sind und stehen, das alles hat nichts zu sagen. Ein Mann wie Tolstoi ist nicht dagewesen. Leute, die erklären, nicht töten zu können und solche, die für sie einstehen, sind Ungeheuer, die totgeschlagen werden sollten. Und kein öffentlicher Widerspruch gegen ein solches Treiben von Seiten der Vertreter Christi — einige wenige Ausnahmen abgerechnet. Wo stehen wir denn eigentlich?

Das zweite Problem, das uns diese Kämpfe brennend macht, ist das unserer politischen Presse. Dieses wird mit jedem Tage dringender. Diese Presse ist eine Macht des Bösen geworden, die nicht länger ertragen werden kann. Wir reden davon an anderer Stelle dieses Heftes. Sie bedeutet ein Räubertum unter uns. Wir haben gegen körperlichen Mord Gesetze und Einrichtungen, aber sehen diesem geistigen Mordsystem mit verschränkten Armen zu. Wie lange noch?¹⁾

¹⁾ Was für ein Schurkentum in unserer Presse das Wort führt, möge noch ein Beispiel aus der letzten Zeit beweisen.

Unsere Leser kennen unsere Stellung zu den „Zürcher Ereignissen“ vom 15. bis 17. November. Wir haben damit nicht im Geringsten etwas zu schaffen gehabt. Hätten wir etwas von dem, was sich vorbereitete, gewußt, so hätten wir wohl versucht, es zu verhindern. Als wir dann von dem Geschehenen erfuhren, war unser erster Gedanke, daß es nun gelte, weitere und schlimmere Ausbrüche zu unterdrücken. Im Verein mit Freunden unternahmen wir daher auf der bürgerlichen und der sozialistischen Seite eine Anzahl Schritte, die alle den einen Zweck hatten, Provokationen zu verhindern und die erregten Geister zu beruhigen. Da auf der sozialistischen Seite eine revolutionäre Aktion am ehesten von dem Kreise zu erwarten schien, der sich um die neue Zeitung „Die Forderung“ gruppierte, so wollte ich ihren mir bekannten Redaktor aufsuchen. Man verwies mich an die Administration. Dort traf ich auf das Ehepaar A l l i n, das eben die Administration besorgte. Es war mir vorher weder dem Namen nach noch sonstwie bekannt. Da der Mann sich bald entfernen mußte, redete ich einige Minuten mit der Frau und setzte ihr auseinander, wie schädlich solche Erzeffe für die Sache der Arbeiterschaft seien und daß sie doch nicht meinen sollten, daß wir bei uns eine russische Revolution machen könnten. Sie gab mir vollkommen recht. Ich ging unmittelbar von ihr weg zu einem sehr bekannten Angehörigen der bürgerlichen Parteien, um ihn dringend zu ersuchen, auf seine Kreise und wenn möglich auf die Regierung und das Militär ähnlich einzuwirken; denn die Lage war nach allen Berichten, die wir bekommen, aufs Aeußerste gespannt. Auch den Rest des Tages verwendete ich auf die gleiche Arbeit.

Das alles kann jeden Augenblick auf alle Weise bewiesen werden. Es ging aus den Gerichtsverhandlungen mit vollkommener Klarheit hervor und stand so in ausführlichen Berichten. Das hat aber die Lügenpresse nicht verhindert, daraus gegen mich Kapital zu schlagen. Durch Sperrdruck meines Namens lenkte man die Aufmerksamkeit auf diese im Ganzen des Prozesses völlig gleichgültige Episode; durch geschickte Zusammenstellungen erregte man den Schein, als ob ich an antimilitaristischer und revolutionärer Propaganda beteiligt gewesen wäre. Das Zusammentreffen mit Fernau, das rein zufällig war (ich hatte F. fast zwei Jahre nie mehr gesehen), wurde zu einem Verdachtsmoment gemacht und endlich war eine große Zeitung, die sich auf ihre Anständigkeit etwas zu Gute zu tun pflegt, schuftig genug, durch eine Bemerkung den Schein zu erregen, als ob ich mit Frau A. in gewissen Beziehungen stünde!

Kann man die Gemeinheit noch weiter treiben?

Ich füge hinzu, daß Erwiderungen auf die Angriffe gegen mich in einer Anzahl von Fällen einfach zurückgewiesen wurden.

Es ist ja nicht etwa so, daß hinter dieser Presse die wirkliche öffentliche Meinung stünde; vielmehr handelt es sich, ähnlich wie seiner Zeit beim Zarentum und seiner Bureaucratie und verwandten Erscheinungen um die organisierte Macht einer oft recht kleinen Minderheit, die aber einen skrupellosen Terrorismus ausübt und sich damit an der Herrschaft erhält. Seine Stütze ist die Gleichgiltigkeit, Gedankenlosigkeit und namentlich die große moralische Feigheit des Publikums. Ein paar tapfere und ritterliche Menschen da und dort, die ihre Stimme gegen diese Macht erheben und ihre Herrschaft wäre bald vorbei! Wie wenig diese Zeitungsstimme die Stimme des Volkes selbst ist, beweisen mir die massenhaften Bezeugungen der Zustimmung, die mir in diesen Wochen aus allen Volkskreisen zugekommen sind und für die ich an dieser Stelle von Herzen danken möchte. Wir wissen aber, daß auch in Bezug auf die Stellung zum Krieg die Haltung gegenüber den internationalen Problemen und vieles Andere dieser Zeitungsklügel schon lange nicht mehr der Ausdruck der wirklichen Gesinnung unseres Volkes ist. Wollen wir denn aber zusehen, wie er den Anspruch erhebt, es zu sein, wie er seinen alles verwüstenden Einfluß weiter übt und uns an den Rand des Abgrundes reißt? Was hilft uns jeder andere Kampf des Guten, was hilft unser Reden und Schreiben, solange die Luft, die wir atmen, täglich von dieser Stelle her vergiftet wird? Keine Luft, reine Luft, sonst ersticken wir!

In unserem Falle sagen wir darum zum Schluß: wer von den geistlichen und weltlichen Redaktoren, die sich mit unserer Sache beschäftigt haben, nicht nach der geschehenen Aufklärung die notwendigen Berichtigungen bringt, der macht sich der Lüge und Verleumdung schuldig. Wir bitten Alle diejenigen, die dazu in der Lage sind, diese Erklärung an geeigneter Stelle anzubringen. Es gilt einen gemeinsamen Kampf aller anständigen und ehrenhaften Menschen gegen die Macht der Lüge. Vernichten wir sie nicht, so vernichtet sie uns. Es ist Eile!

Wir hoffen, daß diese Ereignisse das Gute gehabt haben, die Notwendigkeit dieses Kampfes für sehr Viele ins hellste Licht zu setzen. Und darum sagen wir nochmals: es ist nicht in erster Linie die eigene Sache, die uns bewegt. Wir haben schon Vieles dieser Art ertragen und wissen, daß es uns nicht schaden kann. Wir glauben auch, den Sinn solcher Erlebnisse zu verstehen. Darum schreiben wir dies alles nicht in Gedanken des persönlichen Zornes oder der persönlichen Rache. Wir sind persönlich dankbar für all das Erleben der letzten Zeit. Aber es handelt sich um Mächte des Bösen, denen länger zuzusehen Verderben bedeutete. Wer zuschaut, der wird mitschuldig.

L. Ragaz.